

Unverkäufliche Leseprobe



Dietmar Neutatz
Träume und Alpträume
Eine Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert

688 Seiten mit 5 Karten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-64714-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/11513457>

Vorwort

Europa ist unsere Gegenwart, aber unsere Geschichte bleibt im Nationalen verwurzelt. Das hat seinen guten Grund, denn persönliche Erfahrungen und gesellschaftliche Traditionen, politische Optionen, kulturelle Orientierung und Alltagsvertrautheit beziehen sich in allen europäischen Ländern, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, nach wie vor zuerst auf das Land, aus dem man kommt und in dem man lebt.

Aber offenkundig reicht der nationale Rahmen nicht aus, um die Geschichte des 20. Jahrhunderts zu verstehen, denn wichtige Entwicklungen erweisen sich schon beim zweiten Hinsehen nicht als national spezifische, sondern als gesamteuropäische Phänomene. Wie soll man regionenübergreifende historische Erscheinungen – vom Imperialismus bis zur Europäischen Union, von den großen Diktaturen bis zur Ausbreitung des europäischen Modells der sozialen Demokratie, von den Klassenkonflikten der 1920er bis zur Jugendrebellion der 1960er Jahre und von den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise bis zum Wirtschaftswunder der 1950er und zum Ölpreisschock der 1970er Jahre – in den Kategorien des Nationalstaats erklären können, wo es sich doch offenkundig eher um gemeinsame Grundprozesse und deren Varianten handelt?

Und doch dominiert in Europa nach wie vor eine Sichtweise, die den Nationalstaat als den vermeintlich natürlichen Aggregatzustand der historischen Entwicklung begreift und sich darum bemüht, nationale Differenzierungen und Sonderwege, Kontingenz und Divergenz als primäre, Konvergenz und Vereinheitlichungen hingegen eher als nachgeordnete Prozesse zu begreifen.

Europa im 20. Jahrhundert hingegen a priori als Einheit zu betrachten und seine Geschichte auch so zu erzählen, ist nicht weniger problematisch. Denn dies transponierte die Vision einer gemeinsamen europäischen Gesellschaft gewissermaßen nach rückwärts, als sei der Nationalstaat lediglich eine Verirrung der vergangenen 150 Jahre gegenüber einer ansonsten im Wesentlichen gemeineuropäischen Erfahrung gewesen. Das vernachlässigte nicht allein die national so extrem unterschiedlichen Entwicklungen, wenn man nur an Jahre wie 1917, 1933 oder 1989 denkt. Es negierte auch die daraus erwachsenen Erfahrungsdifferenzen, die sich nicht nur nach den

Kategorien Klasse und Geschlecht, sondern im 20. Jahrhundert in ganz besonderer Weise nach Nationalität und ethnischer Zugehörigkeit ordnen. Tatsächlich sind das 19. und das 20. Jahrhundert in Europa ohne die nationalstaatliche Perspektive nicht entzifferbar.

Um diesem Dilemma zu entkommen, versucht die Reihe «Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert» einen anderen Weg: Die Geschichten der europäischen Staaten und Gesellschaften werden je für sich erzählt, aber zugleich im Kontext der europäischen Entwicklung und der globalen Verflechtungen. Um das zu verstärken, haben sich Herausgeber und Autoren auf eine gemeinsame Struktur geeinigt, die allen Bänden in stärkerer oder schwächerer Ausprägung zugrunde liegt: Die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklungen werden in klassischer, diachroner Manier erzählt. An einigen, in allen Bänden etwa gleichen Zeitpunkten werden aber Querschnitte eingefügt, die es ermöglichen, Zustand und Zustände in der jeweiligen Gesellschaft synchron darzustellen und dadurch dem Vergleich mit anderen Ländern zu öffnen. Das betrifft die Zeiträume um 1900, Mitte der zwanziger Jahre, im Zweiten Weltkrieg, Mitte der sechziger Jahre und nach 1990. Abweichungen von diesem Raster ergeben sich aus spezifischen Besonderheiten in den einzelnen Ländern.

Auf diese Weise sollen im Konzert der Bände dieser Reihe Differenzen und Ähnlichkeiten, Konvergenzen und Alternativen erkennbar und die Nationalgeschichten aus ihrer Selbstbezogenheit gelöst werden, ohne die Eigendynamik und die spezifischen Traditionen der einzelnen Länder zu vernachlässigen. Bei dem Versuch, nationale Geschichte und europäische Perspektive zu verbinden, wird vielen Lesern das eine oder das andere zu kurz kommen, wie überhaupt das Unterfangen, eine Nationalgeschichte im 20. Jahrhundert in einem Band zu erzählen, einen gewissen Mut erfordert. Aber nur in dieser relativ gedrängten Form ist es möglich, diachrone Entwicklungen zu schildern und Linien durch das Jahrhundert zu zeichnen, die bei erheblich umfangreicheren Bänden angesichts der Vielzahl der Themen und Aspekte nicht erkennbar würden.

Wenn wir vom 20. Jahrhundert sprechen, so in einer spezifischen Weise. Es hat sich vielfach eingebürgert, den Ersten Weltkrieg als Wasserscheide zwischen den Jahrhunderten zu betrachten. Das hat Vorteile, weil dadurch die nachwirkenden Traditionen des «langen» 19. Jahrhunderts besser in Augenschein genommen werden können. Um die Geschichte des 20. Jahrhunderts zu erzählen, ist es aber nötig, die tiefgreifende Veränderungsdynamik der Jahrzehnte zwischen 1890 und 1914 zu berücksichtigen, die jahrzehntelang nachgewirkt hat und in kürzester Zeit eine solche Wucht entfaltete, dass alle europäischen Gesellschaften davon ergriffen und ge-

zwungen wurden, auf diese Herausforderungen zu reagieren. So wird, wer den Aufstieg der Weltanschauungsdiktaturen und die beiden Weltkriege, den Holocaust und die Dekolonialisierung darzustellen und zu erklären hat, vor den Ersten Weltkrieg zurückgehen und die beiden Jahrzehnte vorher betrachten müssen, um die Durchsetzung des modernen Industriekapitalismus, der immer mächtiger werdenden Staatsapparate und den Aufstieg der großen radikalen politischen Massenbewegungen zu verfolgen, die im Laufe des Jahrhunderts eine so zerstörerische Wirkung entfalteten. Daher wird in diesen Bänden die Geschichte des «langen 20. Jahrhunderts» erzählt, die von den 1890er Jahren bis etwa 2000 reicht – wobei der Ausgangspunkt klarer ist als das Ende.

Schließlich hat Autoren und Herausgeber die Frage bewegt, wie man die so verschiedenen beiden Hälften des Jahrhunderts miteinander auf eine Weise verbinden kann, dass die Zusammenhänge zwischen beiden erkennbar werden, ohne den tiefen Einschnitt von 1945 zu relativieren. Hier sind die Unterschiede zwischen den einzelnen Gesellschaften unübersehbar. Aber zugleich lässt sich doch angesichts der vielfältigen politischen Entwürfe und radikalen Alternativen über Jahrzehnte hinweg das Bemühen der Zeitgenossen erkennen, gesellschaftliche Ordnungssysteme zu finden, die den Herausforderungen der modernen Industriegesellschaft angemessen sind. Das hat zu monströsen Gebilden und schrecklichen Opfern geführt.

Aber man kann doch auch erkennen, dass auf viele Herausforderungen, die sich in den beiden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg so scharf herausgebildet hatten, in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg allmählich Antworten gefunden wurden, die sich bewährten und vermehrt auf Zustimmung stießen. Das betraf sowohl die Ausprägung der politischen Ordnung im Innern wie zwischen den europäischen Staaten, das Verhältnis von wirtschaftlicher Dynamik und sozialer Gerechtigkeit oder den Umgang mit der modernen Massenkultur. Dabei wurden die westeuropäischen Gesellschaften nach den 1960er Jahren einander immer ähnlicher, und zwar in Bezug auf das politische System, die soziale Ordnung, die kulturellen Wertorientierungen ebenso wie hinsichtlich der Wirtschaftsordnung und des Alltagslebens. Solche Tendenzen gab es in Ansätzen in den ostmitteleuropäischen Ländern auch schon während der kommunistischen Herrschaft, und nach 1990 begannen sie sich rasch durchzusetzen. Mit diesen Tendenzen der Konvergenz und Homogenisierung der gesellschaftlichen Ordnungen in Europa, deren Bedeutung in historischer Perspektive deutlicher zu erkennen ist als zeitgenössisch, wuchs aber vielfach auch das Bedürfnis nach Differenz und nach Orientierung an der nationalen Geschichte.

Zugleich aber wurde nach der «goldenen Ära» der 1950er und 1960er Jahre die Brüchigkeit des industriellen Fundaments dieser Gesellschaften sichtbar, und neue Herausforderungen kündigten sich an, die unsere Gegenwart und vermutlich in noch stärkerem Maße unsere Zukunft bestimmen: das Ende der traditionellen Massenfertigungsindustrien, die ökologischen Krisen, die Ausprägung und Folgen der weltweiten Massenmigration, die neuen weltweiten ideologischen Konflikte nach dem Ende des Kalten Krieges, die zunehmende Bedeutung supranationaler Zusammenschlüsse und die globale Vernetzung wirtschaftlichen Handelns.

Soweit man es von heute erkennen kann, werden die Jahre 2000 oder 2001 keine markanten historischen Zäsuren bilden. Aber es wird doch sichtbar, dass im letzten Fünftel des 20. Jahrhunderts etwas zu Ende ging, was 100 Jahre zuvor begonnen hatte, und etwas Neues einsetzte, das wir bislang weder definieren noch historisieren können.

Ulrich Herbert

Einleitung

«Mit dem Verstand ist Russland nicht zu begreifen, mit allgemeinen Maßstäben nicht zu messen, es hat ein besonderes Wesen – an Russland kann man nur glauben.» Dieses viel zitierte Bonmot des russischen Dichters und Diplomaten Fedor Tjutčev (1803–1873) suggeriert auf den ersten Blick, dass der Historiker vor Russland resignieren müsste. Es ist schließlich nicht seine Aufgabe, ein Glaubensbekenntnis aufzuschreiben, sondern er möchte verstehen, womit ihn die Quellen konfrontieren, er möchte das, was er vorfindet, in Sinnzusammenhänge einordnen und erklären. Wenn sich aber nun der Gegenstand im Falle Russlands einem solchen rationalen Zugriff prinzipiell entzöge, dann müsste der Historiker das Feld anderen überlassen.

Nun kann es aber in einer Geschichte Russlands gar nicht darum gehen, das «Wesen» dieses Landes und seiner Bewohner zu begreifen. Die «russische Seele», die in diesem Zusammenhang häufig genannt wird, ist nicht das Thema des vorliegenden Buches. Sein Anliegen ist bescheidender: Es möchte verstehen und einordnen helfen, was sich im vergangenen Jahrhundert in Russland ereignet und welche Entwicklungen dieses Land durchlaufen hat.

Dennoch wurde Tjutčevs Aussage bewusst an den Anfang gestellt, denn sie spielt auf zwei wichtige Aspekte an, die auch den Historiker tangieren: Der erste ist die Vielgestaltigkeit Russlands. Wer sich ernsthaft mit dem Land beschäftigt, der weiß, dass eine große Kluft zwischen den beiden Hauptstädten Moskau und St. Petersburg auf der einen und dem großen «Rest» des Landes auf der anderen Seite besteht und dass sich dieser «Rest» aus sehr unterschiedlichen Regionen zusammensetzt, die von Menschen unterschiedlicher Sprache, Kultur und Religion bewohnt werden. Diese Vielgestaltigkeit des russischen Staatswesens hat sich erst durch den Zerfall der Sowjetunion verringert, besteht aber prinzipiell auch in der Russländischen Föderation weiter fort. Sie bedingt eine Parallelität von Lebenswelten, die sich mitunter gravierend voneinander unterscheiden. Im Zusammenspiel mit der sprichwörtlichen Weitläufigkeit des Landes und der daraus resultierenden erschwerten Kommunikation führte sie darüber hinaus immer wieder zu Diskrepanzen zwischen dem Wollen in der Zen-

trale und der Realität vor Ort. In St. Petersburg oder Moskau Dekrete zu unterzeichnen ist eine Sache, ihre Umsetzung in der Provinz eine andere und die Wahrnehmung der Folgen durch die Betroffenen eine dritte. Das ist zwar unter Russlandkennern eine Binsenweisheit, und dennoch erweckten Gesamtdarstellungen der russischen Geschichte mitunter den Eindruck, als spielte sich die Geschichte nur in den Hauptstädten ab, als wären die hauptstädtischen Elitendiskurse repräsentativ für das ganze Land.

Der zweite Aspekt ist die Frage nach dem Referenzrahmen. Mit den allgemeinen Maßstäben sei Russland nicht zu messen, sagt Tjutčev und spricht damit ein grundsätzliches Problem an, denn es gehört zum Geschäft des Historikers, an seine Gegenstände Maßstäbe anzulegen und zu vergleichen. In der Vergangenheit wurde das in Bezug auf Russland oft unreflektiert getan, indem man den westeuropäischen Entwicklungspfad stillschweigend zur Norm erklärte und dann feststellte, was es in Russland alles nicht gegeben habe. Daraus resultierte eine Defizitgeschichte von Rückständigkeit und Unzulänglichkeit. Gegen diese Sichtweise lässt sich einwenden, dass es unterschiedliche Wege der Entwicklung gibt und nicht jede Abweichung von den westeuropäischen Mustern automatisch mit «Rückständigkeit» gleichzusetzen ist. Der Referenzrahmen für die russische Geschichte kann nicht willkürlich im Sinne der klassischen Modernisierungstheorie von außen als ein mit normativen Kategorien zu messendes und mit historischer Gesetzmäßigkeit ablaufendes Fortschrittsprogramm oktroyiert werden, sondern muss sich am Selbstverständnis des Landes orientieren und seine Spezifik ernst nehmen. Das schließt allerdings nicht aus, dass man über den Umweg der russischen beziehungsweise sowjetischen Selbstreflexion wieder bei der Kategorie der Rückständigkeit landet.

Beide Aspekte, die Vielgestaltigkeit des Landes wie die Problematik des Referenzrahmens, haben als Leitmotive die kulturgeschichtliche Forschung der vergangenen zwanzig Jahre geprägt. Diese Forschung, die seit der Öffnung der russischen Archive für westliche Forscher geradezu explodiert ist, hat unseren Blick auf die Geschichte Russlands und der Sowjetunion im ausgehenden 19. und im 20. Jahrhundert erheblich erweitert. Sie angemessen zu berücksichtigen, ist eines der Anliegen dieses Buches. Es konnte nicht vorrangig darum gehen, die Ereignis- und Sozialgeschichte Russlands und der Sowjetunion ein weiteres Mal zusammenzufassen. Der Blick soll vielmehr auf Dinge gelenkt werden, die bisher auf der Ebene der Synthesen unterbelichtet waren. Das Buch beschränkt sich daher nicht darauf, politische und sozioökonomische Strukturen und Entwicklungen zu analysieren, sondern legt einen besonderen Fokus auf das, worauf uns die

kulturgeschichtlichen Forschungen der letzten zwei Jahrzehnte gestoßen haben: Repräsentationen, Alltag, Verhaltensmuster und Lebenswelten im Sinne subjektiver Wahrnehmungen und Deutungen der Wirklichkeit.

Das impliziert eine Multiperspektivität, die nicht nur die hauptstädtischen Elitendiskurse, sondern auch das Leben der Menschen auf dem Land berücksichtigt. Eine gewisse Schwierigkeit stellt dabei die ethnisch-kulturelle Vielfalt des Landes dar. Eine russische Geschichte muss dem Umstand, dass es sich um ein Vielvölkerreich handelt, Rechnung tragen. Da sich das vorliegende Buch aber nicht vorrangig als eine Geschichte der nichtrussischen Peripherien versteht, musste aus Gründen des Umfangs und der Lesbarkeit davon Abstand genommen werden, bei allen untersuchten Aspekten jeweils systematisch nach den Nationalitäten beziehungsweise den Regionen zu differenzieren und Parallelgeschichten zu schreiben. Die Darstellung konzentriert sich daher bei den strukturellen Betrachtungen auf den im engeren Sinne russisch geprägten Raum und wirft zwischendurch immer wieder Schlaglichter auf die Nationalitäten. Obwohl der Verfasser selbst in früheren Arbeiten nichtrussische Milieus beschrieben hat, hätte es den Rahmen gesprengt, die Vielfalt der Lebenswelten in größerer Breite darzulegen. Was allerdings im Sinne der Multiperspektivität des Ansatzes in diesem Buch einen großen Raum einnimmt, ist die Dichotomie der Lebensverhältnisse in Stadt und Land.

Das Buch steht nicht für sich allein, sondern folgt als Teil der Buchreihe zur europäischen Geschichte im 20. Jahrhundert einem gemeinsamen Ansatz, der die Komposition der Darstellung und das ihr zugrunde liegende Erkenntnisinteresse bestimmt hat. Wie der Reihenherausgeber in seinem Vorwort ausführt, beginnt die Darstellung nicht mit dem Ende des Ersten Weltkriegs beziehungsweise im Falle Russlands mit dem Revolutionsjahr 1917, das üblicherweise als Zäsur Verwendung findet, sondern setzt um 1890 an. Der Erste Weltkrieg wird nicht als Ursache der weitreichenden Umwälzungen des 20. Jahrhunderts betrachtet, sondern als Zwischenstation und Katalysator einer größeren gesamtgesellschaftlichen Entwicklung im europäischen Maßstab, die im ausgehenden 19. Jahrhundert einsetzte. Sie verwandelte mit der Implementierung der Industriemoderne das Leben der Menschen grundlegend und stellte die Gesellschaften vor neue Herausforderungen, die mit höchst unterschiedlichen, zum Teil radikalen Konzepten beantwortet wurden, bis in den 1960er Jahren neue Herausforderungen auftauchten.

Nun fand in Russland um 1890 noch kein flächendeckender Durchbruch der Industriemoderne statt. Dennoch ist es sinnvoll, eine Geschichte Russlands im 20. Jahrhundert hier beginnen zu lassen, denn in den 1890er

Jahren beschleunigte sich auch in Russland der ökonomische, soziale und politische Wandel, formierten sich Kräfte und entstanden Problemlagen, die bereits auf die Revolutionen von 1905 und 1917 verwiesen und sich im Ersten Weltkrieg krisenhaft zuspitzten. Auch in Russland wirkte der Erste Weltkrieg als Katalysator von Problemen, die ohne ihn möglicherweise anders gelöst worden wären, die aber nicht erst 1914 entstanden. Ohne die im ausgehenden 19. Jahrhundert erfolgten Veränderungen sind die Revolutionskrisen von 1905 und 1917 nicht verständlich. Auch in Russland erzeugte die moderne Industriegesellschaft Herausforderungen, eröffnete Handlungsoptionen und verlangte nach Antworten. Im eigenen Land steckte die Industriemoderne zwar noch in den Anfängen, aber die Akteure sahen am Beispiel von England, Deutschland oder den USA, welche sozialen und politischen Auswirkungen sie zeitigte. Der Blick nach Westen und das Abschätzen der eigenen Entwicklung im Vergleich zu dem, was man dort sah, müssen für Russland im gesamten Untersuchungszeitraum stets mitgedacht werden.

Auch in Russland ist man bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts damit beschäftigt, sich an den um die Jahrhundertwende als solche erkannten Problemen abzarbeiten, und sucht dabei zwischendurch sein Heil in gewalttätigen Konzepten. Inwieweit es dann im weiteren Verlauf in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in politischer, sozioökonomischer und kultureller Hinsicht zu einer Annäherung an die untereinander immer ähnlicher werdenden westlichen Gesellschaften kam, wird noch zu zeigen sein. Das Gleiche gilt für die Frage, welche Rolle die seit den 1960er Jahren im globalen Kontext auftauchenden neuen Herausforderungen für Russland beziehungsweise damals die Sowjetunion spielten und wie sie sich in der inneren Entwicklung des Landes niederschlugen.

Im Zusammenhang mit diesem Ansatz kommt der Frage nach der Moderne und nach den Antworten auf ihre Herausforderungen eine besondere Bedeutung zu. Über die Moderne ist in den letzten zwanzig Jahren viel geschrieben worden, ohne dass immer klar wurde, was im jeweiligen Kontext darunter zu verstehen sei. Grundsätzlich stehen sich zwei Betrachtungsweisen gegenüber: einerseits die Vorstellung einer einzigen Moderne, mit der Konsequenz, dass bestimmte Gesellschaften inkludiert und andere exkludiert sind, und andererseits die Vorstellung verschiedener Modernen, wie sie etwa Shmuel Eisenstadt in seinem Konzept der «multiple modernities» postuliert.¹

Beide Varianten bergen Probleme in sich: Die erste hat bei aller Abgrenzung von der klassischen Modernisierungstheorie einen gewissen normativen Charakter. Dieser ist insofern problematisch, als die Kriterien für die

eine Moderne nicht anhand einer Zusammenschau verschiedener Entwicklungswege, sondern typischerweise auf der Grundlage der liberal-demokratischen westlichen Industriegesellschaften entwickelt werden und von daher nur auf bestimmte Länder zutreffen können. Die Vorstellung der multiplen Modernen birgt umgekehrt die Gefahr der Beliebigkeit in sich: Erklärt man alles, was man an Veränderungen vorfindet, zur Moderne, dann verliert sie ihren Wert als analytische Kategorie.

Als Russland- und Sowjetunionhistoriker benötigt man ein Konzept von Moderne, das sich nicht nur auf das westeuropäisch-nordamerikanische Verlaufsmuster der Modernisierung beschränkt und dieses und ihre Ergebnisse zur Norm erhebt, sondern eines, das für unterschiedliche Varianten von Moderne offener ist. Um dem Dilemma zwischen Normativität und Beliebigkeit des Modernebegriffs auszuweichen und den Besonderheiten des russischen Falles gerecht zu werden, soll «Moderne» hier nicht als absolute Setzung verstanden werden, sondern als etwas Relationales. Im Vordergrund soll die Frage stehen, woran sich die Eliten des Landes zu verschiedenen Zeiten orientierten und maßen, wie sie für Russland beziehungsweise die Sowjetunion den Entwicklungspfad und den Fortschritt definierten, welche Ziele sie sich setzten.

Damit im Zusammenhang stellt sich die Frage nach transnationalen Prozessen, die als Erscheinungen einer übergreifenden Moderne interpretiert werden können, sowie nach Phasen der Beschleunigung, in denen wirkungsmächtige Neuerungen auftraten oder forciert wurden, in denen bis dahin langfristig stabile Strukturen in Frage gestellt oder durch neue ersetzt wurden. Dabei kann sich diese je eigene Moderne durchaus auf die westliche Moderne beziehen oder aber einen Gegenentwurf darstellen. Das offizielle Russland und der maßgebliche Teil seiner Eliten begriffen sich seit dem 18. Jahrhundert als Teil Europas und schufen sich dadurch selbst einen subjektiven Referenzrahmen, der eine Diskrepanz zu der jeweils im eigenen Land existierenden Realität erzeugte. Aus dieser Diskrepanz resultierten periodisch wiederkehrende Diskussionen über den richtigen Weg, die Angemessenheit ausländischer Modelle und die Unter- oder Überlegenheit eigener Traditionen. Auch diejenigen, die auf einem eigenen russischen Weg bestanden, maßen Russland letztlich an den Ländern West- und Mitteleuropas.

Der Aufbau des Buches folgt dem bewährten Muster der Reihe und korrespondiert gleichzeitig mit dem Anliegen, nicht die Ereignisgeschichte dominant werden zu lassen. Dieses Buch erzählt nicht vorrangig eine dramatische Geschichte, sondern lädt den Leser auf eine Reise ein, auf der es immer wieder gilt, innezuhalten, zu beobachten und zu vergleichen. Den

Querschnittskapiteln («Russland um 1900», «Die Sowjetunion um 1926», «Die Sowjetunion um 1942», «Die Sowjetunion um 1966», «Russland um 1995») kommt daher eine besondere Bedeutung zu, aber auch die sie verbindenden chronologischen Kapitel enthalten einen hohen Anteil an Beschreibung und Analyse von Lebensverhältnissen und deren Wahrnehmung. Für die Querschnittskapitel wurden analog zum Konzept der Reihe bewusst keine Jahre gewählt, die Zäsuren oder Weichenstellungen bilden, sondern solche, die mitten in einer Teilepoche liegen und somit die Gelegenheit für einen Rundblick auf die Verhältnisse der jeweiligen Zeit eröffnen.

Diese Herangehensweise ließ es sinnvoll erscheinen, einige durchgängige Fragestellungen und Leitmotive zu verfolgen, um die Vergleichbarkeit der einzelnen Teilabschnitte herzustellen. Ausgangspunkt ist die Frage nach dem jeweiligen offiziellen Selbstverständnis Russlands, wie es sich in seinen Repräsentationen auf den großen Weltausstellungen ausdrückte. Damit in engem Zusammenhang steht die Frage nach den Konzepten und Wahrnehmungen der Eliten, ihren Zukunftsvorstellungen und Visionen, ihrem jeweiligen Verständnis von Fortschritt, ihrer Positionierung zur westlichen Moderne, ihren Adaptionen der Letzteren und den Gegenentwürfen. Da die Auseinandersetzung mit dem «Westen» eine Grundkonstante der russischen und sowjetischen Eliten seit dem 19. Jahrhundert darstellt, ist es notwendig, strukturelle Vergleiche auf Westeuropa und die USA zu beziehen. Mancher mag dagegen einwenden, dass es angemessener wäre, das sich industrialisierende Russland oder die frühe Sowjetunion mit der Türkei oder mit Spanien zu vergleichen. Die russischen und sowjetischen Eliten selbst maßen sich jedoch nicht an solchen Ländern, sondern an den fortgeschrittenen Industrienationen, die es einzuholen und zeitweise auch zu übertreffen galt.

Auf die Elitendiskurse bezogen ist die Frage nach dem jeweiligen Zustand des Landes, der Entwicklungsdynamik und der Beschleunigung oder Retardierung des Wandels im Vergleich mit früheren Zeitabschnitten. So wünschenswert es ist, die viel kritisierte Dichotomie von «Fortschritt» und «Rückständigkeit» zu vermeiden, kommt man bei der Beurteilung des Entwicklungsstandes doch nicht gänzlich ohne objektive Kriterien aus. Diese Kriterien sind einerseits die von den Protagonisten des Fortschritts selbst gesetzten Ziele und in den Repräsentationen manifestierten Ansprüche. Hinzu kommen allgemeine Kriterien wie Leistungsfähigkeit, Effizienz und Nachhaltigkeit. Eine umfassende strukturelle Analyse aller zur Beurteilung dieser Kriterien in Frage kommenden Parameter hätte den Umfang der Kapitel hoffnungslos gesprengt. Es wurden daher einzelne aussagekräftige Bereiche ausgewählt und über das gesamte Jahrhundert hinweg verfolgt:

der Grad der infrastrukturellen Erschließung des Raumes mit Verkehrs- und Kommunikationsmitteln, seine politisch-administrative Durchdringung, signifikante demographische Kennziffern wie Geburtenrate, Säuglingssterblichkeit und durchschnittliche Lebenserwartung, die Wohn- und Lebensbedingungen in Stadt und Land sowie die Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft.

Strukturdaten und die Wahrnehmung der Gegenwart durch die Menschen klaffen häufig auseinander. Deshalb besteht ein zentrales Anliegen des Buches darin, nach den Auswirkungen der Wandlungsprozesse auf die Menschen zu fragen: Wie wurde das Elitenprojekt jeweils von der Bevölkerung aufgenommen? In welchem Maße empfanden und erlebten es verschiedene soziale Gruppen als Eingriff und Veränderung ihrer überkommenen Lebenswelten, entzogen sich ihm oder bejahten es? Die subjektive Wahrnehmung und Deutung der Wirklichkeit durch die Betroffenen ist dabei von mindestens so großer Bedeutung wie die sozio-ökonomische Realität. Was nützt es, wenn die Statistik den Bauern einen steigenden Lebensstandard bescheinigt, die Bauern selbst aber ihre Wirklichkeit als «Landnot» und Bedrückung deuten? Gerade dem ländlichen Raum wird dabei besonderes Augenmerk gewidmet, denn die absolute Mehrheit der Bevölkerung Russlands lebte bis Ende der 1950er Jahre nicht in der Stadt, sondern auf dem Dorf beziehungsweise in der Kolchose, und zwischen den hauptstädtischen und den ländlichen Lebenswelten besteht bis heute eine gewaltige Diskrepanz. Für die sowjetische Periode stellt sich zudem immer wieder die grundsätzliche Frage des Verhältnisses zwischen dem kommunistischen und dem westlichen Gesellschaftsentwurf: Was wussten die Sowjetbürger zu verschiedenen Zeiten über den «Westen» und wie war es um die Identifikation mit dem kommunistischen Projekt beziehungsweise die Attraktivität westlicher Modelle bestellt?

Da die subjektive Wahrnehmung, wenn sie aus Selbstzeugnissen Betroffener erschlossen wird, aufgrund ihrer Individualität nicht ohne weiteres verallgemeinert werden kann, wurden für alle Zeiträume auch Außenwahrnehmungen durch Reisende, Diplomaten und Journalisten herangezogen. Viele dieser Berichte haben einen hohen Quellenwert, weil Außenstehende aus einer Vogelperspektive beobachten, Vergleiche anstellen – entweder mit anderen Ländern oder mit früheren Aufenthalten – und vieles zu Papier bringen, was den Menschen im Land zu selbstverständlich ist, als dass sie darüber schreiben würden.

Ich danke dem Beck-Verlag für sein Vertrauen und seine Geduld, dass dieses Buch trotz der exorbitanten Überschreitung des ursprünglich verein-

barten Abgabetermins in seiner Reihe zur europäischen Geschichte im 20. Jahrhundert erscheinen konnte. Professoren, die ein Buch schreiben, sind ständig hin- und hergerissen zwischen den Verpflichtungen als akademischer Lehrer, Betreuer von Doktoranden und Drittmittelprojekten, Inhaber von Ämtern der universitären Selbstverwaltung und den vielen Hamsterrädern, die der heutige Universitätsbetrieb bereitstellt. Die School of History des Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS) hat mir durch ein großzügiges Fellowship zwischen 2008 und 2010 den Freiraum verschafft, der es mir ermöglichte, mit der Arbeit am Manuskript entscheidend voranzukommen. Ich danke den Direktoren der School of History, Ulrich Herbert und Jörn Leonhard, sowie den Fellows, mit denen ich eine anregende Zeit verbringen durfte, für die vielen Impulse, die ich in persönlichen Gesprächen, Kolloquien und auf Konferenzen erhalten habe. Ulrich Herbert hat als Reihenherausgeber überdies das gesamte Manuskript gelesen und wertvolle Hinweise gegeben. Als kritische Leser des ganzen Buches haben sich auch Stephan Merl und Willi Oberkrome zur Verfügung gestellt, weiterführende Anmerkungen gemacht und Unstimmigkeiten aufgezeigt. Michel Abeßer, Helmut Altrichter, Victor Dönninghaus, Guido Hausmann und Julia Obertreis haben Teile des Manuskripts kommentiert, Sebastian Ullrich vom Beck-Verlag hat mit seinem Team das Buch mit großer Umsicht lektoriert und betreut. Ihnen allen gebührt mein Dank.

Während der Schreibphase habe ich das Konzept der Querschnitte in einer Vorlesung erprobt und einzelne Zeitspannen und Themen in mehreren Hauptseminaren zusammen mit den Studierenden sowie mit hospitierten Doktoranden vertieft. In dieser gemeinsamen Auseinandersetzung mit zentralen Themen des Buches habe ich viel gelernt. Den Seminarteilnehmern und Doktoranden sei daher ebenso gedankt wie dem Lehrstuhlteam, das mich vor allem im Sommer 2012, als sich die Arbeit stark verdichtete, großartig unterstützt hat. Pavel Polian hat mir bei kniffligen demographischen Fragen weitergeholfen, Lena Radauer das gesamte Manuskript akribisch Korrektur gelesen. Christine Dehez, Christine Loran, Maria Martens, Helena Mastel, Florian Müller, Kristina Offterdinger, Laura Overhoff und Ronald Wendorf haben unter Zeitdruck mit Recherchen und dem Besorgen von Literatur entscheidend dazu beigetragen, dass das Manuskript im März 2013 an den Verlag gehen konnte. Am FRIAS hatten mich bereits Isabel Flory und Barbara Müller in gleicher Weise unterstützt. Bei den Fahnenkorrekturen unterstützten mich darüber hinaus Lena Hörger, Gregor Hofmann, Norma Ladewig, Reinhard Nachtigal und Laura Ritter.

Besonderer Dank gilt meiner Frau Nicole und unseren beiden Töchtern Katharina und Reglindis, die ich mit diesem Buch arg beansprucht habe.

Jahrelang stand das immer noch nicht fertige Manuskript ausgesprochen und unausgesprochen im Raum, wenn es um gemeinsame Sonntagsausflüge oder Urlaubsplanungen ging und der Ehemann und Vater wieder einmal «keine Zeit» hatte. Nicht zuletzt im Hinblick darauf hat auch meine Mutter die Entstehung dieses Buches aus der Ferne mit großer Anteilnahme verfolgt. Im Sommer 2011 konnte ich mich für fünf Wochen zu ihr in die Ruhe des niederösterreichischen Waldviertels zurückziehen und in dieser Zeit den Rohentwurf des Manuskripts erstellen. Der sehnliche Wunsch meiner Mutter, die Vollendung des Buches noch zu erleben, ging leider nicht mehr in Erfüllung. Ich widme das Buch ihrem Andenken.

Freiburg, im März 2013

ERSTER TEIL

Unterwegs in die Moderne 1890–1917

1. Russland um 1900

Russland auf der Pariser Weltausstellung 1900

Auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1900 präsentierte sich das Russländische Reich¹ mit großem Aufwand. Mehr als fünf Millionen Rubel war das der russischen Regierung und den teilnehmenden Industriellen wert, und Zar Nikolaus II. persönlich hatte mit der Konzipierung des russischen Auftritts eine hochrangig besetzte Kommission beauftragt, der unter anderem der weltberühmte Chemiker Dmitrij Mendeleev, Begründer des Periodensystems der Elemente, angehörte. Die französische Regierung hatte dem russischen Verbündeten zur Festigung der Freundschaft 24 000 Quadratmeter Ausstellungsfläche überlassen – mehr als allen anderen ausländischen Mächten. Zahlreiche russische Industrie- und Bergbaubetriebe stellten ihre Erzeugnisse aus. Am Fuße des Eiffelturms befand sich eine Wodkadestilliererei, auf der Esplanade des Invalides hatten die Kaiserin-Maria-Einrichtung (eine Wohltätigkeits- und Bildungsinstitution) und verschiedene private Firmen ihre Repräsentanzen, im Bois de Vincennes standen russische Lokomotiven und Schlafwagengarnituren.² In fast allen Abteilungen der Ausstellung waren Errungenschaften der russischen Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft zu sehen. Mendeleev besuchte nicht nur die Ausstellung, sondern wurde zum Vizepräsidenten der internationalen Jury gewählt, die über Preise und Auszeichnungen entschied.

Kernstück der russischen Selbstdarstellung aber war der «Pavillon der russischen Randgebiete» (*Pavil'on russkikh okrain*) oder, wie die offizielle französische Bezeichnung lautete, «Pavillon de l'Asie Russe et de la Sibérie». Überraschend ist nicht nur der Name, sondern auch der Standort: Er befand sich nämlich nicht am Seineufer, wo 24 andere ausländische Staaten ihre Pavillons errichtet hatten, sondern auf dem Trocadéro, dem Teil des Ausstellungsgeländes, der ganz überwiegend den Kolonien Frankreichs und anderer Mächte gewidmet war. Die russische Repräsentanz bildete dort mit insgesamt 4400 Quadratmetern den größten Gebäude-

komplex und wirkte wie ein kleines russisches Städtchen mitten in Paris. Das architektonische Erscheinungsbild war mit mehreren mächtigen Glockentürmen und einer hohen, mit Zinnen und Schießscharten verzierten Mauer dem Moskauer Kreml nachempfunden. Das Ensemble bestand aus dem «Zarenpalast», einem «Altmoskauer Bojarenwohnhaus», einem «sibirischen Restaurant» und mehreren ethnographischen Installationen, die verschiedene Kulturräume in Szene setzten: In unmittelbarer Nähe des Zarenpalasts hatte man aus Holzhäusern ein «russisches Dorf» aufgebaut, mit Figurengruppen, die zeigen sollten, wie weit das Volk in Handwerk und Heimindustrie fortgeschritten sei. Ein Saal war Zentralasien gewidmet; dort hatte man den Basar von Samarkand nachgebildet. Ein anderer Saal zeigte sibirische Völkerschaften, ein weiterer die ethnisch-kulturelle Buntheit des Kaukasus.³ Als besondere Attraktion galt eine imaginäre Fahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn: Die Besucher konnten in einem stilisierten Bahnhof «Moskau» eine Fahrkarte lösen, den Zug besteigen und im Speisewagen dinieren. Währenddessen gaukelte ihnen 45 Minuten lang ein vor den Fenstern vorbeirollendes Panorama eine Reise durch Sibirien vor. Am Ende stiegen sie im Bahnhof «Peking» aus und wurden von Dienstdburschen in langen seidenen Gewändern und mit schwarzen Zöpfen begrüßt.⁴

Die Transsibirische Eisenbahn stand überhaupt im Mittelpunkt der Präsentation: Drei weitere Säle waren allein ihr gewidmet. Zwei veranschaulichten die technische Realisierung des Baus, im dritten wurde den Besuchern die mit dem Eisenbahnbau verbundene Erschließung, Besiedelung und Kultivierung Sibiriens vor Augen geführt.⁵ Flankiert wurde die Ausstellung von einer Broschüre, die das Ministerkomitee eigens für die Ausstellung in mehreren Sprachen hatte drucken lassen. Sie schilderte die Aufbauarbeit sowie die Perspektiven für die russische und die internationale Wirtschaft in leuchtenden Farben.⁶ Die Broschüre hob die Kolonisationsarbeit der russischen Regierung sowie die Tätigkeit des *Komitees der Sibirischen Eisenbahn* für die Erschließung des Landes hervor und erläuterte die ökonomische Bedeutung Sibiriens und der neuen Eisenbahn. Die Autoren waren bestrebt, dem in der ausländischen Wahrnehmung immer noch dominierenden Schreckbild von Sibirien als einem unwirtlichen Verbannungsort entgegenzuwirken und Sibirien als einen integralen Bestandteil des Reiches darzustellen: Die Bevölkerung sei zwar in ethnischer Hinsicht mannigfaltig, hieß es da, aber ungeachtet dessen weise «Sibirien heut zu Tage den Charakter eines vollständig russischen Landes auf».⁷ Die Broschüre erzählte eine beeindruckende Erfolgsgeschichte und dokumentierte eine Vielzahl von Kulturleistungen, von der Fürsorge für die Ansiedler

über die Trockenlegung von Sümpfen und die Bewässerung von Steppen bis hin zum Bau von Kirchen und Schulen.

Der offizielle Reiseführer, ein 600 Seiten starker und reich illustrierter Prachtband, den das russische Verkehrsministerium ebenfalls in mehreren Sprachen herausbrachte, schlug in dieselbe Kerbe und hob die mit dem Eisenbahnbau verbundenen zivilisatorischen Leistungen hervor: Die Kolonisation mit Russen, die Errichtung von Siedlungen, Schulen und Kirchen zielen auf die «Anpflanzung russischer Kultur», um «der Orthodoxie und der bürgerlichen Lebensordnung in Sibirien einen festen Halt in ihrem Kampf für Christentum und Zivilisation mit den Völkerschaften Ostasiens zu bieten». Die rasche Entwicklung der Rentabilität der Eisenbahn liefere zusammen mit dem Aufschwung Sibiriens den unwiderlegbaren Beweis «für die dem monumentalen Unternehmen innewohnende kulturelle und gewerbliche Bedeutung [...] als auch für jene Riesenmacht des slavisch-russischen Volkstums, das allen voran zum Bannerträger christlicher Gesittung und Zivilisation im fernen Osten des Asiatischen Kontinents berufen ist».⁸

Was bedeutet diese Selbstinszenierung des Russländischen Reiches um die Jahrhundertwende? Russland präsentierte sich in Paris in seiner imperialen Größe und Vielgestaltigkeit, auf Augenhöhe mit den westeuropäischen Kolonialmächten. Es beanspruchte, in Sibirien, Zentralasien und Fernost als Träger christlich-europäischer Kultur mit einer zivilisatorischen Mission aufzutreten. Man lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums auf die asiatischen Landesteile, stellte diese in den Kontext der großen Kolonialreiche und verortete sich selbst damit gleichzeitig eindeutig in Europa. Sibirien fungierte seit dem 18. Jahrhundert als das andere, asiatische Russland, als ein Art Gegenraum zum europäischen Kernland, dessen Andersartigkeit russische Geographen und Ethnographen hervorzuheben sich bemühten. Im 19. Jahrhundert kam die Vorstellung hinzu, dass Russland berufen sei, in seine asiatischen Landesteile Kultur und Fortschritt zu bringen. Sibirien und seit den 1860er Jahren auch Zentralasien wurden von den russischen Eliten als Kontrastfolie markiert, anhand derer sie sich ihrer europäischen Identität vergewissern und diese nach außen hin demonstrieren konnten. Die vorgebliche Nichtexistenz von Zivilisation in den Gebieten jenseits des Ural gab ihnen die Möglichkeit, als überlegene Vertreter europäischer Zivilisation diese dorthin zu tragen.⁹

Bemerkenswert ist in diesem Kontext die Verwendung des Terminus «bürgerliche Lebensordnung» in der deutschsprachigen Ausgabe des Buches. In der russischsprachigen Ausgabe findet sich an dieser Stelle der Terminus *russskaja graždanstvennost'*,¹⁰ wörtlich zu übersetzen mit «rus-

sische Bürgerlichkeit» oder «russische Staatsbürgerlichkeit». Dahinter steht ein in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den reformorientierten Eliten entwickeltes Konzept, die Peripherien des Imperiums über einen einheitlichen Status von Staatsbürgern zu integrieren und damit die traditionelle Schichtung der Bevölkerung in Gruppen unterschiedlichen Rechts zu überwinden. Mit dieser Vorstellung war ein kultureller Anspruch im Sinne dessen verbunden, was die westlichen Kolonialmächte als «civilité» beziehungsweise «civility»¹¹ bezeichneten, also «Zivilisiertheit» und kulturelle Europäisierung. «Bürgerliche Lebensordnung» trifft die Sache recht gut, da sich die *graždanstvennost'* auf ein idealisiertes Bild sozialen und kulturellen Verhaltens bezog, das sich an der bürgerlichen Kultur Westeuropas orientierte.¹²

Das Russländische Reich stellte daneben seine ökonomische Leistungsfähigkeit zur Schau, verwies auf die Errungenschaften seiner im Aufschwung begriffenen Industrie, empfahl sich als Wegbereiter der Erschließung eines ganzen Kontinents für die Weltwirtschaft und als Verbindungsbrücke zwischen dem Atlantik und dem Pazifik. Finanzminister Sergej Witte, *Spiritus Rector* der Industrialisierung und des Eisenbahnbaus, hatte schon 1893 in seinem Ministerium einen umfangreichen Dokumentationsband erstellen lassen, in dem der Bau der Eisenbahn quer durch Sibirien zur historischen Aufgabe erhoben wurde, die Russland im Dienste der zivilisierten Menschheit trotz der immensen Kosten auf sich genommen habe.¹³ Russland erschließe mit dieser Tat den riesigen ostasiatischen Markt mit 460 Millionen Menschen für Europa, indem es den Transportweg von Shanghai nach Mitteleuropa gegenüber der Route durch den Suezkanal von 45 auf 18 bis 20 Tage verkürze.¹⁴

Blickt man hinter die Kulissen, wird die Präsentation jedoch auch in anderer, nicht intendierter Weise symbolisch für das, was das Russländische Reich um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert darstellte: Die Inszenierung auf dem Trocadéro war ein Trugbild. In Wirklichkeit konnte man 1900 mit der Transsibirischen Eisenbahn gar nicht nach Peking reisen, denn die Strecke war nur bis Irkutsk fertiggestellt.¹⁵ Während die Ausstellung eine russisch-chinesische Idylle suggerierte, tobte in China der Boxeraufstand, in dessen Verlauf das im Bau befindliche, durch die Mandschurei führende Teilstück der Eisenbahn verwüstet wurde.¹⁶ Dieser Kontrast verweist auf die Diskrepanz zwischen dem, was man sein wollte, und den realen Verhältnissen. Russland war ein Land auf dem Weg in die Moderne, aber noch lange nicht am Ziel angekommen; es war erst halb fertig und hatte noch große Hindernisse vor sich, die aber in der Imagination der Herrschenden bereits überwunden waren.

Die auf diese Diskrepanz zwischen dem selbst gesetzten Anspruch und der Wirklichkeit in der älteren Literatur recht unbefangene angewandte Kategorie der «Rückständigkeit» gilt in der Osteuropaforschung inzwischen fast schon als verpönt, weil man unter dem Einfluss der neuen Kulturgeschichte lieber von Andersartigkeit oder von einem Nebeneinander unterschiedlicher Entwicklungswege («multiple modernities») spricht.¹⁷ In Bezug auf das späte Zarenreich und die Sowjetunion kommt man aber gerade aus kulturgeschichtlicher Perspektive nicht an der Kategorie der Rückständigkeit vorbei, denn sie gehörte zu den einflussreichsten Denkmustern der russischen beziehungsweise sowjetischen Eliten selbst. Seit dem 18. Jahrhundert und verstärkt um 1900 maßen sich die russischen Oberschichten an westlichen Vorbildern, sodass der Diskurs von der eigenen Rückständigkeit und der Notwendigkeit der Aneignung als modern empfundener westlicher Errungenschaften einen integralen Bestandteil russischer Politik bildete.¹⁸

Ausgehend von diesem Spannungsfeld soll im ersten Kapitel dargelegt werden, in welchem Zustand sich das Land an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert befand. Dabei wird zunächst ein Blick auf den Raum geworfen, um den Grad seiner Durchdringung mit Siedlungen und Infrastrukturen, seiner politisch-administrativen Kontrolle sowie den Charakter des Imperiums zu bestimmen. Weiterhin stellt sich die Frage nach den Trägern und Kritikern des Modernisierungsprojektes sowie nach der Wandlungsdynamik der ländlichen und städtischen Lebenswelten.